

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 106 (1980)
Heft: 45

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

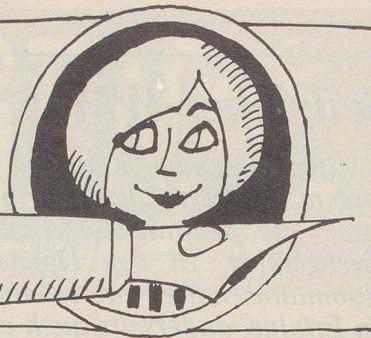
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Keimfrei

Eigentlich wollte ich einen Artikel schreiben. An jenem Samstagnachmittag. Doch frau gelangt zu nichts effizient-produktiv-konstruktiv-speditiv Intellektuellem. Frau ist dazu verdammt, einen Haushalt zu schütteln, anstatt Sätze aus dem Aermel, über gewichste Schwellen zu segeln, anstatt geistige Höhenflüge zu buchen. Das heisst: gebucht hatte ich die Wolkenkuckucksheimreise (bei Hermes & Kobold). Nur endete sie gleich nach dem verheissungsvollen Start mit einer Aschenbecherbruchlandung. Beim hurtigen Pultaufräumen hatte ich den Elefanten im Porzellanladen gemimt, und so, wie ich ob des Filtersammelbecken-Falls mit den Zähnen knirschte, knirschten nun Splitter unter meinen Pantinen. Da hielt ich die Zeit für gekommen, der Nachbarin den Staubsauger zu entreissen, um meine schlaffen Armmuskeln zum Zug

am Kunststoffschlauch zu bewegen.

Derart trutzig-tapfer, wie es sich liest, ging ich allerdings nicht ans Werk. Zwischen der Erkenntnis putzteuflischer Zwänge und dem freudlosen Reinigungsentschluss verstrichen anderthalb kostbare Motivationsstunden, in denen ich wegen meiner unschweizerischen Laisser-faire-Neigung beinahe verzweifelte. Endlich schalt ich mich eine Spinatwachtel, packte das fauchende Elektromonster, stiess die Gleitbürste unter Kisten und Kasten, legte mich bäuchlings neben mein Bett, fischte im trüben nach Daunenfedern, tauchte kopfüber in den Schirmständer, verhedderte mich in Gardinenfalten, führte das Wendrohr über Bilder, Bücher, Stühle, Bank, Kissen, Nippsachen, rettete mein rappenklirrendes Glücksschwein mit knapper Not und beträchtlichem Kraftaufwand vor dem Untergang im alles verschlingenden Rüsselapparat, sog mir

Schweiss auf die Stirn und Schwielen an die Hände.

Nach dreiundvierzig Minuten härtesten Körpereinsatzes zog ich Bilanz: Gewissen rein, Zimmer blank, Finger schmutzig, Kniescheiben befleckt, Nasenspitze – im Staubsack, auf der Suche nach einem ehemals über der Papierkorbkante drapierten Pullover Tuch. Aus dichten Wolken, die mir naturgesetzmässig zu Füssen sanken, zog ich die Seidenkreation ans Küchenzwiebellicht. Der Anblick, der sich mir bot, war alles andere als kunterbunt: Grau in grau präsentierte sich der modische Tand, so dass ich flugs Waschessenz ins Lavabogoss und veredelnde Zusätze hintererschüttete.

Mit dem Abschaum zerrann der Tag. Als ich meine Präzisionsuhr zu Rate zog, rückte der Zeiger auf abendliche Ziffergefilde vor.

Ich setzte mich in eine Ecke, beklagte den Leerlauf der Welt, wollte mich mit gezieltem Nichts-

tun, beziehungsweise mit gelasener Zeitungslektüre am grausamen Schicksal rächen – und fuhr bald aus dem bequemen Sessel empor: Mein nimmermüdes Unterbewusstsein hatte einen aufregenden Titel ins umflorte Ilse-Auge gefasst: «Saugen ist ungesund!» Ich las, und las, und las – und jubelte, und schrie, denn für die Botschaft, die ich wohl sah, fehlte mir der Glaube keinen Lidschlag lang. Ein Professor behauptete, stetes Staubaufwirbeln entlocke den Teppichen Pilze, die sonst friedlich in ihnen keimten, die Schädlinge flögen hernach munter durch die Wohngegend, kurz: Putzen könne Unheil bringen.

Das liess ich mir nicht zweimal wissenschaftlich begründen. Sogleich erhob ich die Kernsätze zur Doktrin. Ich fühlte mich stark, ja kampfbereit: gegen den hausfraulichen Fimmel, für die dichterische Freiheit. Am Sonntag würde ich sie mir nehmen.

Ilse

Schwimmen

«Ich schwimme sozusagen täglich», antwortete ich jeweils kleinlaut, wenn man mich streng nach meinem Verbleib fragt. Ich bin nämlich frühmorgens, wenn ganz

Emsige mir schon telefonieren wollen, bereits im Wasser, oder dann am Abend. Es ist eine Gewohnheit wie für andere Yoga oder Birchermüesli und wird mir zweifellos im Alter Gliederreisen erster Klasse einbringen. So weissagen jedenfalls die Vorsich-

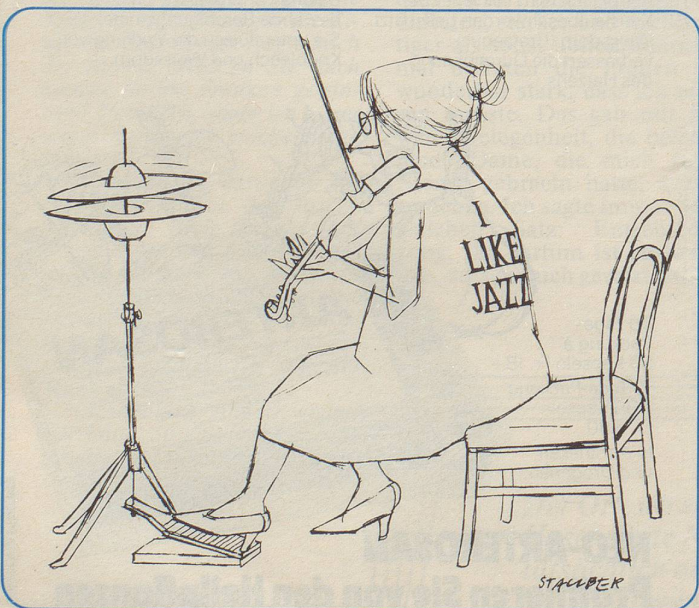
tigen, und ich werde ihrer derneinst mit vorzüglicher Hochachtung gedenken. Vorerst lege ich als Tribut nur eine ständig verwüstete Frisur auf dem Altar genossener Wasserfreuden nieder.

Zum Schwimmen gekommen bin ich wegen der Kraniche des Ibikus, jenes langen Gedichts, das wir seinerzeit in der Schule auswendig lernen mussten. Nachdem mich diese vielhundertfüssigen Jamben velofahrend, sitzend und liegend geflohen hatten, flogen sie mir eines Tages lückenlos zu, als ich die Aare hinunterplanschte. Seither gehe ich, um eine geistige Hürde zu nehmen, mit Vorliebe ins Wasser, an dessen Ufern mich ein nettes Geschick immer wieder ankern liess. Jeden sportlichen Ehrgeiz habe ich längst verloren; während mein Körper tiefbeatmet damit beschäftigt ist, die Fluten zu teilen, sammle ich meine Gedanken. Oft beschaue ich mir die Widerhaken, die einem das liebe Leben in die zartesten Weichteile treibt, immer wieder und immer neu. Den Kopf ins grüne Wasser gebettet, schreite ich die inneren Kulturen ab und rüttle an den Schmarotzern meiner Substanz.

Einige halten sich zäh wie treues Unkraut; doch wir kennen uns nun wenigstens gegenseitig. Andere lösen sich wie von selbst, und ich sehe sie jeweils – lachend und schluckend – auf Grund sinken.

Es gibt aber auch Tage, an denen ich keine Zeit habe, Wunden zu lecken, weil es irgendwo vordergründig brennt, ja brennt. Wo anders als im Wasser könnte ich kaltblütig überlegen, was zu tun sei? Nirgends und nie hätte ich so viel Abgeschiedenheit, um Für und Wider zu prüfen, besänftigt vom steten Streicheln der Wellen und schwerelos. Am besten geht es natürlich im Sommer, wenn man lange ins offene Gewässer hinausschwimmen kann. Ich bin aber auch schon dem Chlorbecken getröstet oder um eine Idee reicher entstiegen. In unserem Klima muss man sich zu helfen wissen.

Um auf die Kraniche, diese edlen Vögel, zurückzukommen: es gibt ungezählte Gedichte, die ich seither schwimmenderweise auswendig gelernt habe. Verse sind schön geformte, zur Ruhe gekommene Gedanken, und man darf sie, etwas vom Ufer entfernt, auch laut deklamieren. Es darf



auch gelacht werden, wenn sie humorvoll, zum Beispiel von Bö, sind. Gesang der Geister über den Wassern.

«Ja, ich schwimme immer noch so oft», antworte ich deshalb, wenn mich die Leute besorgt ausfragen. Sie finden eine solch hartnäckige Zeitverschwendung ein bisschen bedenklich. Ich nicht. Etwas muss der Mensch haben, sein Yoga, sein Bircher-müesli, seine Selbsterfahrungsgruppe, seinen Guru – oder eben sein Schwimmen. *Tessa*

Es war einmal ...

In diesem Vorsommer sprachen die Weinbauern von saurem Wein, den die diesjährige Traubenlese ergeben werde. Ein schöner, warmer und trockener Herbst liess jedoch das triste Regenwetter des Vorsommers vergessen. Wie seit eh und je hing der Segen eben vom Wetter da ...

In unserem Rebberg standen, als meine Mutter noch den Bauernhof bewirtschaftete, weisse und blaue Traubenstöcke. Den weissen Trauben sagten wir «Burgunder», den blauen «Elsässer». In der Reblauben an der Hauswand wuchsen blaue Trauben, die wir «Aeugstler» nannten und die schon Ende August geniessbar waren.

Im Rebberg wurden die Trauben nicht vor Mitte Oktober reif. Am «Wümmet» musste man hohe Schuhe und wollene Strümpfe tragen, denn meistens war das Gras nass, und man bekam kalte Füsse bei der Lese.

Im Geiste sehe ich die starken Männer, die die gefüllten Tausen

sorgfältig zum Wagen trugen und in die Ständen leerten. Von dort wurden die Trauben in unsere jahrhundertalte Trotte gebracht, die im Wagenschuppen stand. Im Laufe der Zeiten war die eichene Trotte fast schwarz geworden. Während des Herbstes wurde in ihr auch gemostet.

Mein Pate hatte einen sehr grossen Rebberg, der sich andert-halb Stunden von uns entfernt befand. Es war Tradition, dass Mitglieder unserer Familie jeden Herbst dorthin fahren, um zwei Tage lang beim «Wümmet» zu helfen. Der Pate stellte auch Schulkinder aus der Ortschaft zum Traubenlesen an; denn in-nerst ein paar Tagen musste der «Wümmet» beendet sein. Der Götti forderte die Kinder stets zum Singen auf. – Vielleicht dachte er, während des Singens ässen sie keine Trauben!

Als ich das erstemal an der Traubenlese teilnahm, hatte ich am Abend, als es in dem fremden Dörfchen Betzeit läutete, dermassen Heimweh, dass ein Bruder mit mir noch nach Hause fahren musste. Es war stockdunkle Nacht, als das Fuhrwerk auf unserem Hausplatz anlangte, und ich war überglücklich, wieder mit der Grossmutter in der Kammer schlafen zu dürfen ...

Rebstöcke werden alt und müssen durch junge ersetzt werden. In meinem Heimatdorf sind die Reben im Laufe der Zeit verschwunden. Sie wurden als Luxus und unrentabel betrachtet; ausserdem geben sie viel Arbeit. – Und doch erzählte unsere Mutter öfter, Grossmutter habe ein halbes Leben in den Reben verbracht! *Rosel Luginbühl*

Hoch zu Ross

Einmal ist immer das erste Mal: so stieg ich denn – unvor-bereitet, aber zuversichtlich – auf das hohe Ross. So hoch war es zwar auch wieder nicht, weil es der nordindischen Rasse ange-hörte. Dafür war der mit diver-sen Decken kombinierte Holz-sattel etwas wackelig, und die Steigbügel hingen in verschie-denen Längen herunter.

Zwei Freunde hielten das Pferd und gaben mir viele gute Rat-schläge. Beim zweiten Anlauf ge-lang es mir, mein Bein über den Sattel zu schwingen – und mich im Gleichgewicht zu halten. Ich kam mir sehr hoch und sehr ein-sam vor!

Das Rösslein setzte sich lang-sam in Bewegung – Betonung auf langsam. Meine schüchternen Zu-rufe, der sanfte Fersendruck, Klapse hinten und vorne mach-ten ihm keinen Eindruck: es hatte keine Lust, zu traben oder gar zu galoppieren. Wir kamen durch eine wüstenähnliche Berggegend. Mein Rösslein witterte Besseres. Ohne auf meinen Protest zu ach-ten, verliess es den Weg und meine Gefährten und begann, gegen den Berg zu trotten. Schliesslich war es am Ziel: fried-lich fing es an, in den würzigen Kräutern zu weiden. Freundlich, wie ich bin, liess ich es vorerst ge-währen, aber mit der Zeit sah ich meine Kameraden nur noch von weitem. – Es musste jetzt wieder vorwärts gehen, und zwar Richtung Weg! Einfacher gesagt als getan! Alles liebevolle Zu-reden half nichts, Schnalzen, Ziehen und Rütteln am Strick, der Zaum sein sollte, auch nicht – die Kräuter waren wichtiger!

So sitze ich denn im ladakhi-schen Hochland mutterseelen-allein auf einem weidenden Ross – ein friedliches Bild! Der Schein trägt, ich bin eher hilflos, denn ich wage es nicht einmal, allein abzusteigen. Mit der Zeit gerate ich in Wut. Mein energisches Drücken und Stampfen hat Er-folg: einige Schritte Trab! Wieder Stillestehn, wieder Schimpfen, Ziehen und Pressen – einige Schritte: Reiten ist eine anstren-gende Sache! Und der Sattel ist hart, und die Steigbügel drücken in meine Waden – doch schliess-lich sind wir wieder in der Nähe des Weges, ein hilfreicher Kam-erad wartet und erlöst mich vom Pferd.

Oh, wie erholsam ist das Wan-dern in Stein und Hitze! Die Füsse stolpern wie von selbst durchs Geröll. Man gewöhnt sich an das trockene Gefühl von Durst. Warum aber sieht mein Geist elegante Pferde vorbeigaloppieren und träumt von Reit-ferien im Jura oder in der Camargue ...? *Lilo*



ein
edler
Tropfen
ohne
Alkohol

Merlino

Traubensaft

Ein ova-Produkt



Bei Erkältungen,
bei Fieber,
gegen Kopfschmerzen.
Wenn Grippe naht ...

